



Jürgen Mittelstraß

Die unheimlichen Geisteswissenschaften

(Akademievorlesung am 9. Februar 1995)

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 2.1996, S. 215-235

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29423)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International (cc by-nc-sa 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Jürgen Mittelstraß

Die unheimlichen Geisteswissenschaften

(Akademievorlesung am 9. Februar 1995)

Vorbemerkung

Der Ausdruck ‚unheimlich‘ ist kein vertrauter Bestandteil der Wissenschaftssprache. Wo er nicht umgangssprachlich als Alternative zu üblichen Superlativen dient – etwa in ‚unheimlich belesen‘ oder ‚unheimliche Nehmerqualitäten‘ in der Boxersprache –, führt er in eine literarische, nicht in die wissenschaftliche Welt. Unheimlich, das bedeutet auch: nicht geheuer, zumindest suspectus, wie der Lateiner sagt, oder unearthly, nicht von dieser Welt, wie der Engländer sagt. Nicht geheuer ist es dort, wo andere Mächte am Werke sind, wo das Verlässliche aufhört, das Rätselhafte, Bedrohliche beginnt, die Gesetze des Alltags und der Wissenschaft nicht zu gelten scheinen, wo es spukt, wo z. B. der unheimliche Gast erscheint, wie in E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüdern“, oder der steinerne Gast, wie in Mozarts „Don Giovanni“. Doch nicht von unheimlichen Gästen, die eine Obristin und ihre Tochter bzw. Don Juan das Entsetzen lehren, soll hier die Rede sein, sondern von den Geisteswissenschaften. Spukt es in den Geisteswissenschaften oder spuken die Geisteswissenschaften?

Auch das ist sicher keine gewohnte Frage, zudem noch eine, die einen ganzen Teil unserer ach so seriösen wissenschaftlichen Welt in ein Hoffmannsches Dämmerlicht zu ziehen scheint, in dem sich der Mönch Medardus und Kater Murr, aber üblicherweise keine Wissenschaftler zu begegnen pflegen. Dennoch sei sie gestellt und im folgenden in fünf Thesen und deren Erläuterung zu beantworten versucht. Mag sein, daß ich aus diesen Thesen in der Beurteilung meiner Zunft nicht unbeschädigt hervorgehe, Ihnen mag es, wie ich hoffe, ein vielleicht sogar ein wenig unheimliches Vergnügen bereiten.

1

Dem unendlichen Geist ist alles Endliche unendlich fern. In den Geisteswissenschaften spiegelt sich dieser Geist in der Unendlichkeit seiner Gegenstände, Methoden, Theorien und Strukturen. Sein Ort sind, argwöhnisch bewacht vom wissenschaftspolitischen Verstand, die Universitäten.

Das Bild der Geisteswissenschaften schwankt in ihrer Wahrnehmung, auch der innerwissenschaftlichen, wenn sich die Wissenschaft mit ihrer eigenen Ordnung befaßt. Für die eine, die außerwissenschaftliche Wahrnehmung, sind sie ein oft schwer verdauliches, aber liebenswertes Reststück Kultur in einem immer unübersichtlicher und unverständlicher werdenden wissenschaftlichen System, für die andere, die innerwissenschaftliche Wahrnehmung, die disziplinären Nachzügler einer wissenschaftlichen Entwicklung, die längst ihren Umzug aus den Bibliotheken in die Labore angetreten hat. Hinzu kommt der Umstand, daß sich die Geisteswissenschaften offenbar dem ordnenden Willen jeder Wissenschaftssystematik entziehen. Sie sind weder über ihre Gegenstände, noch über ihre Methoden, noch über ihre Theorien eindeutig zu fassen. Jedes geisteswissenschaftliche Fach hat da seine eigenen Vorstellungen, und jeder Geisteswissenschaftler auch. Die Unendlichkeit der Forschung, von der auch ihre naturwissenschaftlichen Nachbarn schwärmen, ist in den Geisteswissenschaften auf eine beunruhigende Weise Wirklichkeit geworden. Kein Gegenstand ist vor ihnen sicher, weder die Briefe eines römischen Bürgers an seine Freundin, noch das Lächeln bei Molière, noch der verborgenste Nasal auf Haiti; keine Methode ist ihnen fremd, von der hermetischen über die hermeneutische bis hin zur dekonstruktivistischen (gelegentlich begleitet von tiefer Abneigung gegenüber allem Methodischen überhaupt); keine Theorie, die nicht auf freundliches Verständnis oder interessiertes Unverständnis stieße.

Und bei all dem läßt sie der definatorische Hochmut ihrer Verächter, der sie als Buch-, Diskussions- oder Entspannungswissenschaften, auch als museale Kultur, die in ihr akademisches Spiegelbild verliebt ist, erscheinen läßt, ebenso unberührt wie die Empfehlung ihrer Freunde (unter ihnen auch viele falsche Freunde), sich als Kompensations- oder Orientierungswissenschaften nützlich zu machen. Wer mit dem Unendlichen Umgang pflegt, hat wenig Verständnis für das Endliche, auch wenn es ihn, etwa in Form des Zeitgeistes, der auf das Nützliche sieht, bedrängt. Wie soll doch Diogenes, der philosophische Vorfahr der Geisteswissenschaften, zu Alexander dem Großen gesagt haben? ‚Geh’ mir aus der Sonne!‘¹

1 Nach M. T. Cicero, Tusc. 5.92.

Dabei gelten die Geisteswissenschaften keineswegs als harmlos. Wie kann auch eine Wissenschaftskultur, die Nietzsche hervorgebracht hat, der die bürgerliche Moral ins Wanken brachte, und Marx, der die Welt polarisierte, harmlos sein? Das wird offenbar auch heute durchaus noch so gesehen. Indizien dafür sind z. B. das geisteswissenschaftliche Trauma, das mit der Schließung des Starnberger Instituts zur „Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt“ (ehemalige Direktoren: Jürgen Habermas und Carl Friedrich von Weizsäcker) in der Max-Planck-Gesellschaft bis heute nachwirkt, und der Argwohn, mit dem der politische Verstand den auf den Trümmern der Akademie der Wissenschaften (AdW) der DDR errichteten geisteswissenschaftlichen Zentren, allen voran dem Zentrum für Zeitgeschichte in Potsdam, begegnet. Offenbar erscheint dem Zeitgeist manches an den Geisteswissenschaften, trotz ihrer institutionellen Marginalisierung, als nicht recht geheuer, jedenfalls, wenn sie außerhalb der Universitäten institutionellen Fuß zu fassen suchen. Dazu gleich ein Blick auf jüngste Entwicklungen.

Der Ort der Geisteswissenschaften ist in der Tat die Universität. Darin scheinen sich alle einig zu sein, auch wenn es hier, wie überall, konservative Geister gibt, die diese Verortung zu einer Verfassungsmaxime der Wissenschaften machen, und liberalere Geister, die sich auch andere Ordnungen vorstellen können. In beiden Fällen ist aber noch nicht alles entschieden und klar; vielmehr verbinden sich gerade mit dem geisteswissenschaftlichen Standort Universität zunehmend Probleme. Diese Probleme, die das Thema Geisteswissenschaften zu einem Dauerthema des gesellschaftlichen Rasonnements über Wissenschaft und Hochschule machen, liegen sowohl in der inneren als auch in der äußeren Organisation der Geisteswissenschaften.

Zu den Problemen der *inneren* Organisation der Geisteswissenschaften gehören z. B. eine unter dem Stichwort Unendlichkeit schon berührte wachsende methodische und disziplinäre Unüberschaubarkeit, die sich institutionell im Auseinanderfallen alter Fakultätsordnungen und der Bildung beliebiger neuer Ordnungen zum Ausdruck bringt, das Schwinden einer transdisziplinären Orientierung, obgleich die Geisteswissenschaften gerade das wissenschaftssystematische Paradigma einer derartigen Ordnung sein müßten, mangelnde Internationalität und der Verlust einer ehemals unstrittigen Bildungsfunktion, verstärkt durch einen wachsenden Rechtfertigungsdruck im Zuge der immer noch an Dominanz zunehmenden Wirtschafts- und Technologieorientierung der modernen Welt.

Probleme der *äußeren* Organisation verbinden sich vor allem mit allgemeinen Wachstumsproblemen, einer um sich greifenden Elephantiasis, im Hochschulbereich. So stieg die Zahl der Studierenden in den Geisteswissenschaften seit 1975 um ca. 90 Prozent (von 109 000 im Wintersemester 1975/76 auf

206 600 im Wintersemester 1991/92), die Zahl der Professuren im gleichen Zeitraum um 48 Prozent (von 1571 1975 auf 2326 1991).² Die Folgen liegen auf der Hand: weitgehender Verlust der seminaristischen Organisation geisteswissenschaftlicher Studiengänge, Parzellierung der fachlichen Zuständigkeiten, Anonymisierung von Lehr- und Lernprozessen. Welche Institution kann eine derartige Entwicklung ohne Verlust ihrer einstmals gegebenen oder rhetorisch behaupteten Identität überstehen? Außerdem: Wer wird sich als Germanist, als Historiker oder Philosoph schon unter 30 und mehr Fachkollegen wirklich wohlfühlen? Für mich eine fast schon gespenstische, also unheimliche Vorstellung. In der Germanistik der Freien Universität Berlin z. B. ist sie mit 51 Professuren Wirklichkeit geworden. Da wird es nicht nur für Lehrende und Lernende hoffnungslos unübersichtlich, sondern auch für eine wünschenswerte Ordnung von Themen und Problemen, denen man sich vernünftigerweise in Forschung und Lehre zuwenden sollte, eng. Kurzum: so stelle ich mir die geisteswissenschaftliche Hölle vor.

Nach außen, d. h. an einen außeruniversitären Ort der Geisteswissenschaften, ist da kaum ein Entrinnen: Unter den über 60 Max-Planck-Instituten gibt es lediglich drei im engeren Sinne geisteswissenschaftliche Institute (für Geschichte in Göttingen, für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt und die Bibliotheca Hertziana in Rom, Starnberg, das aufmüpfige, ist ja dahin). Von 81 Instituten der sogenannten Blauen Liste sind lediglich acht geisteswissenschaftliche Institute (unter ihnen das Institut für Zeitgeschichte in München und vier Museen), beim gewaltigen Wachstumsschub der Blauen Liste von 47 auf 81 im Zuge der deutschen Einigung kam nicht eines hinzu. Bleiben nur die Akademien mit ihren ehrwürdigen Schwerpunkten im Editions Bereich und einige bund-länderfinanzierte Auslandsinstitute wie die historischen Institute in London, Paris, Rom, Warschau und Washington sowie wenige länderfinanzierte Institute wie das Historische Kolleg in München. Der faktische Ort der Geisteswissenschaften ist unzweifelhaft die Universität – mit den genannten Problemen.

Dabei steht es auch unter allgemeinen Fördergesichtspunkten mit diesem Ort nicht zum besten, wenn man hier z. B. unter dem (für die Forschung immer wichtiger werdenden) Drittmittelaspekt mit anderen Wissenschaftsbereichen vergleicht. So wuchs die Zahl der DFG-finanzierten Sonderforschungsbereiche zwischen 1973 und 1993 von 69 auf 187; die Zahl der geisteswissenschaftlichen Sonderforschungsbereiche unter ihnen blieb konstant: 19 1973

2 Vgl. Wissenschaftsrat, Empfehlungen zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren, Drs. 1751/94, S. 18.

und 19 1993. Insgesamt flossen 1993 lediglich 7,3 Prozent der projektbezogenen Förderung der DFG in die Geisteswissenschaften (im SFB-Bereich 4,4 Prozent). Da drängt sich die besorgte Frage auf, ob die Geisteswissenschaften nicht zu voreilig ihren Frieden mit der ressourcensparenden Annahme gemacht haben, daß Sonderforschungsbereiche keine genuine geisteswissenschaftliche Forschungsform seien. Die bekannte DFG-Begründung dafür ist verräterisch: Vor Ort sei zu selten eine ausreichende Anzahl von Hochschullehrern tätig, die verwandte Themen gemeinsam bearbeiten könnten. Böse Nachrede oder (stellvertretendes) Eingeständnis einer beunruhigenden Kooperationsunfähigkeit in geisteswissenschaftlichen Forschungsdingen? Vermutlich hängt beides, in unheimlicher Komplizenschaft, miteinander zusammen.

Auf die genannten Probleme der äußeren Organisation der Geisteswissenschaften richtet sich seit einigen Jahren der analytische und konstruktive Fleiß des wissenschaftlichen und des administrativen Verstandes. Den Anfang bildete 1990 eine Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“,³ die durch eine gemeinsame Initiative von Wissenschaftsrat und (damaliger) Westdeutscher Rektorenkonferenz zustande kam. In dieser Denkschrift wurden unter dem Gesichtspunkt der äußeren Organisation der Geisteswissenschaften die Bildung von Schwerpunkten und Schwerpunktprofilen (aufgegriffen 1993 von der Hochschulrektorenkonferenz) und die Einrichtung von kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs (in Form einer konzeptionellen Zusammenführung von Graduierten- und Wissenschaftskollegs) empfohlen. Die zuletzt genannte Empfehlung wurde wiederum vom Wissenschaftsrat im Zuge seiner Evaluierungsarbeit 1990 bis 1992 in den neuen Ländern mit der Empfehlung zur Einrichtung geisteswissenschaftlicher Forschungszentren aufgegriffen, und zwar ausdrücklich in „Anerkennung der Tatsache, daß in der alten Bundesrepublik Deutschland Defizite der institutionalisierten geisteswissenschaftlichen Forschung zu verzeichnen sind“.⁴ Damit verfolgt der Wissenschaftsrat eine doppelte Absicht, nämlich (1) die Realisierung der Denkschrift-Empfehlungen unter den Gesichtspunkten Schwerpunktbildung auf Zeit, kulturwissenschaftliche, damit interdisziplinäre Optik, Überregionalität

3 W. Frühwald u. a., Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt/M. 1991.

4 Wissenschaftsrat, Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin, Köln 1992, S. 46.

und Internationalität der geisteswissenschaftlichen Forschung, (2) die Bildung eines institutionellen Rahmens für positiv bewertete AdW-Gruppen aus dem Bereich der Geisteswissenschaften. Das Resultat dieser realisierten Empfehlung waren 1991 die bereits erwähnten Zentren, sieben an der Zahl, unter dem Dach einer dazu eigens gegründeten Tochtergesellschaft der Max-Planck-Gesellschaft.

1993 formulierte die Max-Planck-Gesellschaft, wiederum im Anschluß an die genannte Denkschrift und die Empfehlungen des Wissenschaftsrates, „Empfehlungen zur Einrichtung geisteswissenschaftlicher Forschungskollegs (Forschungszentren)“, die nunmehr außerhalb der Trägerschaft der MPG diese Einrichtungen auf Dauer stellen sollten, wobei jetzt eine größere Universitätsnähe (in Form von An-Instituten oder Inter-Instituten) ins Auge gefaßt wurde. Diese Konzeption hat der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren“ (November 1994) übernommen. Wohl nicht zuletzt unter dem Druck der Hochschulrektorenkonferenz, die auf einer inneruniversitären Institutionalisierung bestand, und angesichts der Weigerung des Bundes, einer dauerhaften Bund-Länder-Finanzierung (nach dem Vorbild der Blaue-Liste-Institute) zuzustimmen, vertritt nunmehr auch der Wissenschaftsrat eine Zentrenlösung für die Geisteswissenschaften innerhalb der Universitäten oder doch in direkter Anbindung an diese (mit projektorientierter Förderung durch die DFG). Damit ist aber der Ort der Geisteswissenschaften in der Universität bestätigt, der schon angetretene Ausflug in Institutionen neuer, unabhängiger Art abgeblasen.

Wer zwischen den Zeilen der Wissenschaftsratsempfehlungen lesen kann und dabei die Geschichte der hier geschilderten Zentrenidee verfolgt, die wie so häufig unter Realisierungsgesichtspunkten zur Leidensgeschichte gerät, ahnt, wohin die Reise trotz aller guten Vorsätze gehen wird: nicht in eine institutionelle Zukunft, sondern in die disziplinäre Vergangenheit. Der Bund wird sich aus der Finanzierung herausziehen, die MPG sieht ihre Arbeit getan, die Länder werden nach anfänglichen Förderschwüren die Empfehlungen ohne nennenswerte Ressourcenvermehrung an ihre Universitäten weitergeben, und die Universitäten werden es, weil sie über keine beweglichen Ressourcen verfügen und der verändernde institutionelle Wille in ihnen schwach ist, bei einem Interdisziplinaritätsappell und ein paar Förmlichkeiten belassen, mit denen die Bezeichnung ‚Zentren‘ – damit die Beispiele für den heute so beliebten Begriff der virtuellen Realität vermehrend – verbunden wird.

Das alles sind, wie gesagt, Dinge, die mit der schwierigen äußeren Organisation der Geisteswissenschaften zusammenhängen, wichtige zwar, aber allein

nicht in der Lage, das eigentliche Problem der Geisteswissenschaften zu lösen. Dieses liegt tiefer, insofern es nicht nur etwas mit der öffentlichen und wissenschaftspolitischen Sicht der Geisteswissenschaften und deren Domestizierung in Universitätsform zu tun hat, sondern auch etwas mit dem Selbst- und Situationsverständnis der Geisteswissenschaften. Beides wiederum hängt, wie nicht anders zu erwarten, zusammen. Die Geisteswissenschaften, die wohl auch in Zukunft im wesentlichen Universitätswissenschaften bleiben werden, scheinen an jener besonderen Dynamik, die die Natur- und Sozialwissenschaften ergriffen hat und diese zum eigentlichen Motor der modernen Welt macht, nicht teilzunehmen, und auf die Geisteswissenschaften konzentriert sich heute auch jenseits der erwähnten ‚äußeren‘ Probleme eine wissenschaftspolitische Kontroverse, die sie zu den Verlierern einer neuen wissenschaftlichen Ordnung zu machen droht. Gemeint ist die Rede von den zwei wissenschaftlichen Kulturen, der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen, die wie ein wissenschafts-ideologischer Fluch über den Geisteswissenschaften liegt. Demnach hätten die Naturwissenschaften und alles, was sich mit ihnen verbindet, „die Zukunft im Blut“⁵ (und die moderne Welt in der Hand), die Geisteswissenschaften offenbar nur noch die Vergangenheit. Die eine wäre ‚science‘, d. h. Messen und Wiegen, die andere ‚Literatur‘, d. h. Bildung und Erinnerung. So einfach stellen sich für viele die wissenschaftlichen Dinge heute dar.

Sie stellen sich wohl zu einfach dar. Doch davon, und damit einem erneuten Diskussionsaufguß der Zwei-Kulturen-Debatte, soll hier in dieser Form nicht weiter die Rede sein.⁶ Ich wähle vielmehr einen anderen Rahmen, der die Geisteswissenschaften nicht so sehr von außen (Zwei-Kulturen-These) als vielmehr von innen, in ihrer besonderen Arbeitsform, betrifft.

5 Ch. P. Snow, *The Two Cultures and a Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution*, Cambridge² 1964, S. 10 (dt. *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart 1967, S. 17).

6 Vgl. dazu J. Mittelstraß, *Glanz und Elend der Geisteswissenschaften*, Oldenburg 1989 (Oldenburger Universitätsreden 27); ders., *Geist, Natur und die Liebe zum Dualismus. Wider den Mythos von den zwei Kulturen*, in: H. Bachmaier/ E. P. Fischer (eds.), *Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Verträglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften*, Konstanz 1991 (Konstanzer Bibliothek 16), S. 9–28.

2

Die Geisteswissenschaften beherrscht ein Sein zum (institutionellen) Tode. Ausdruck dieses Todestrieb ist ihre Bereitschaft, die Zwergenrolle einer kompensierenden Begleitung von Modernisierungsprozessen zu spielen.

Die Unendlichkeit des geisteswissenschaftlichen Forschungsbegriffs, erkennbar an der Unendlichkeit seiner Gegenstände, Methoden und Theorien, setzt sich, wie schon unter Hinweis auf das Auseinanderfallen alter Fakultätsordnungen hervorgehoben, in die institutionellen Formen der Geisteswissenschaften hinein fort. Dabei erweist sich die Zerlegung der Philosophischen Fakultät bzw. geisteswissenschaftlicher Nachfolgeeinrichtungen in Institute und Institütchen, bis hin zu sogenannten ‚Ein-Mann-‘ bzw. ‚Eine-Frau-Instituten‘, die von einem unglückseligen institutionellen Mißverständnis der Humboldtschen Formel ‚Forschen in Einsamkeit und Freiheit‘ zeugt, heute, da der wissenschaftspolitische Wind den Geisteswissenschaften ins Gesicht bläst, als verhängnisvoller Biß in einen vergifteten Apfel: auch diese Entwicklung hat in die Erstarrung geführt, und ein kußgewaltiger Prinz ist nicht in Sicht (wenn man in diesem Bilde einmal Schneewittchens Schicksal mit demjenigen Dornröschens verbinden darf). Oder anders, an das zuvor Gesagte anschließend, formuliert: Der desolate Zustand der Geisteswissenschaften heute, der sie zum Spielball des hochschulpolitischen und administrativen Verstandes vor allem in Zeiten finanzieller und konzeptioneller Not macht, ist auch eine Folge ihres eigenen institutionellen Willens oder, besser, der eigenen Unfähigkeit, jene vermeintlich konstitutionsbedingte Einsamkeit mit struktureller Geselligkeit zu verbinden.

In dieser Unfähigkeit scheint sich zugleich eine Art geisteswissenschaftlicher *Todestrieb* geltend zu machen, ist es doch ein geradezu schicksalsergebenes Bewußtsein, das die Geisteswissenschaften in dieser selbsterzeugten Situation verharren läßt. Zudem macht jeder neue Versuch einer systematischen Grundlegung (von Dilthey über Rickert und Cassirer bis hin zu Gadamer) das Scheitern einer wirklichen systematischen Einheit der Geisteswissenschaften offenbar. Diese graben, so gesehen, selbst an ihrem wissenschaftstheoretischen Grab – und ziehen sich gleichzeitig immer wieder an den eigenen (wissenschaftshistorischen) Haaren aus demselben: ihr philologischer und historischer Fleiß verbirgt das systematische Defizit, das ihre eigene wissenschaftstheoretische Arbeit offenbart. Deshalb scheint im übrigen auch die Tradition der *Humanities* ruhiger zu verlaufen; der angelsächsische Weg verzichtet weitgehend auf Theorie, die wissenschaftstheoretische Blöße bleibt bedeckt oder besser: unerkannt.

Andererseits scheinen die Geisteswissenschaften gerade in ihrem Sein zum (institutionellen) Tode nachgerade *unsterblich* zu sein. Sind sie nicht sogar in letzter Zeit, zumindest am Standort Deutschland, ‚unheimlich‘ gewachsen? Haben sich ihre personellen Ressourcen nicht, wie dargelegt, verdoppelt und (an manchen Stellen) verdreifacht? Gefällt sich nicht neuerdings auch der politische Verstand, der immer mehr Bildungswillige in die Universitäten einlädt, aber beharrlich vergißt, auch für Bewirtung zu sorgen, im Lob der Geisteswissenschaften als Hüterinnen von Kultur und abendländischem Erbe? Offenbar gehen Lob und Drangsalierung, Verkümmern und Unsterblichkeit ganz gut zusammen.

In dieser Situation ist ein griechischer Mythos lehrreich: Eos, Göttin der Morgenröte, die schönen Jünglingen nachstellt, erbittet für Tithonos, ihre jüngste Beute, von Zeus Unsterblichkeit, die auch gewährt wird, vergißt aber, Zeus zugleich um ewige Jugend für Tithonos zu bitten. So geschieht das Unvermeidliche; der Unsterbliche wird alt und grau. Als er sich vor Entkräftung nicht mehr rühren kann und Eos das Lager nicht länger mit ihm teilen will, legt sie den immer mehr eintrocknenden und zusammenschrumpfenden Gemahl in eine Wiege und hängt diese in einer Kammer auf, aus der nunmehr nur noch das kraftlose Stimmchen des einst kräftigen und schönen Tithonos herausdringt. Schließlich verwandelt ihn Eos in eine Zikade, auf daß er sie wenigstens mit seinem Zirpen erfreue. Ist den Geisteswissenschaften die Rolle unsterblicher Zikaden zgedacht, die mit wenig (einer kleinen universitären Wiege) auskommen und deren Zirpen eine nüchterne Welt, die sonst wenig, schon gar nicht das Lager, mit ihnen zu teilen sucht, erfreut? Vieles spricht dafür, daß dies in den Augen derjenigen, die ihre Hände am Hals der Geisteswissenschaften haben und ihnen freundliche Worte ins Ohr sprechen, in der Tat die gemischte Situation der Geisteswissenschaften ist. Erschwerend kommt hinzu, daß die Geisteswissenschaften offenbar mit dieser unangenehmen Situation recht zufrieden sind, d. h., daß sie bereitwillig altern und ihre Wiegen lieben.

Theoretischer Ausdruck dieser eigentümlichen Selbstgenügsamkeit zwischen Notdurft und Unsterblichkeit ist derzeit das sogenannte *Kompensationsmodell* der Geisteswissenschaften, das viel geisteswissenschaftlichen Staub aufgewirbelt hat, um ihn längst wieder auf die geisteswissenschaftlichen Verhältnisse niedersinken zu lassen. Nach diesem Modell kompensieren die Geisteswissenschaften Modernisierungsschäden, die durch den Fortschritt und das Tempo naturwissenschaftlicher und technischer Innovationen entstehen. In den Worten Marquards, der, in diesem Falle auf den Schultern Joachim Ritters stehend, dieses Modell erfunden hat: „Die Geisteswissenschaften helfen den Traditionen, damit die Menschen die Modernisierungen aushalten

können: sie sind (...) nicht modernisierungsfeindlich, sondern – als Kompensation der Modernisierungsschäden – gerade modernisierungsermöglichend.“⁷ Die These ‚je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften‘,⁸ beruhigt nicht nur die durch die Zwei-Kulturen-These aufgeschreckten Geisteswissenschaftler, sie verschafft ihnen auch ein neues Selbstbewußtsein. Sicht es doch nun so aus, daß es gerade eine *halbierte* Kultur ist, die ihnen die Existenzberechtigung und eine Aufgabe sichert, die niemand, jedenfalls nicht auf der anderen Wissenschaftsseite, abnehmen kann. Daher aber auch der eigentümliche Konservativismus in kulturellen und geisteswissenschaftlichen Dingen, der aus dem Kompensationsmodell spricht: Da innovativ nur die naturwissenschaftlich-technische Welt ist, nicht die kulturelle, gemeint ist die geisteswissenschaftliche Welt, ‚kompensiert‘ die geisteswissenschaftliche Welt die naturwissenschaftliche Welt, indem sie selbst ‚auf die Erzeugung von Innovationsdruck verzichtet und konservativ wird‘.⁹

Das wird auch in der den Geisteswissenschaften empfohlenen ‚Methode‘ deutlich. Die Geisteswissenschaften kompensieren nach Marquard Modernisierungsschäden, indem sie *erzählen*: Sensibilisierungsgeschichten, die einen lebensweltlichen ‚Farbigkeitsbedarf‘, Bewahrungsgeschichten, die einen lebensweltlichen ‚Vertrautheitsbedarf‘, und Orientierungsgeschichten, die einen lebensweltlichen ‚Sinnbedarf‘ erfüllen sollen.¹⁰ Wirklich Neues muß ihnen dabei nicht einfallen – dies und seine Entdeckung sind die Sache der anderen Wissenschaftsseite –; es darf beim alten Neuen, bei Entdeckungen, die Wiederentdeckungen sind, bleiben. Tatsächlich sind Renaissancen nicht nur etwas in den Geisteswissenschaften, in ihren Gegenständen, Geläufiges, sondern auch etwas sie selbst in ihren Forschungsgewohnheiten Charakterisierendes. Den Geisteswissenschaften wird damit ein beharrendes, bewahrendes, erin-

7 O. Marquard, Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, in: ders., Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien, Stuttgart 1986, S. 105. Dem Kompensationsmodell Marquards liegt die These von der Geschichtslosigkeit der modernen Welt seines Lehrers Ritter zugrunde. Was Marquard als Modernisierungsschäden bezeichnet, ist nach Ritter eben die Geschichtslosigkeit der modernen Welt, die ‚auszugleichen‘ bzw. aufzuheben (in einem Hegelschen Sinne) Aufgabe der Geisteswissenschaften ist. Vgl. J. Ritter, Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Welt [1963], in: ders., Subjektivität. Sechs Aufsätze, Frankfurt 1974, 1980, S. 130ff.

8 O. Marquard, a. a. O., S. 101.

9 H. Schnädelbach, Kritik der Kompensation, Kursbuch 91 (März 1988), S. 40.

10 A. a. O., S. 105f.

nerndes Bewußtsein empfohlen. Der Dynamik der modernen Welt, die sich vor allem den Natur- und Ingenieurwissenschaften verdankt, tritt mit den Geisteswissenschaften eine eigentümliche kulturelle Statik der Werte gegenüber. Die Geisteswissenschaften gehören zur ‚Modernität‘ der modernen Welt, aber sie bewegen sie nicht. Ist das das Zirpen der Zikaden?

Die Lage der Geisteswissenschaften ist damit keineswegs so attraktiv, wie dies das Kompensationsmodell mit seinem Modernisierungsbewahrungspathos glauben machen will. Gelehrsamkeit legt sich barmherzig über strukturelle und andere Einfallslosigkeit. Modernisierung ist die Kunst der anderen, nicht die eigene Kunst. So drohen die Geisteswissenschaften unter den Schalmeien- oder Zikadentönen des Kompensationsmodells zu Entspannungswissenschaften zu werden, zu Teilen eines ‚Kulturbetriebs‘, der keine wissenschaftlichen Probleme löst, sondern von diesen gerade ablenkt, andere Wirklichkeiten ins Auge faßt, unterhält, entlastet, eben gegenüber dem Innovationsdruck der erfolgreichen Natur- und Ingenieurwissenschaften, selbst auf die Ausübung eines solchen Druckes verzichtend, ‚kompensiert‘. Zugleich droht die in den Geisteswissenschaften verbreitete Liebe zum Irrelevanten zur Eigenliebe zu werden.

Natürlich ist in der öffentlichen Debatte um die Geisteswissenschaften nicht von Entspannungswissenschaften die Rede; aber auch die (unschuldig oder nicht) verwendeten Ausdrücke ‚Diskussionswissenschaften‘ und ‚Buchwissenschaften‘ treffen das, was hier gemeint ist. So ist selbst der Ausdruck ‚Buchwissenschaften‘ häufig bewußt am Rande des Despektierlichen angesiedelt, als hörte die Welt des Geisteswissenschaftlers dort auf, wo er aus zwei Buchdeckeln heraustritt, oder wäre die Bibliothek der einzige Ort, an dem Geisteswissenschaftler noch lebensfähig sind. Auch die anderen Wissenschaften kommen schließlich ohne das Geschriebene, die sprachlich fixierte Einsicht und Erklärung, nicht aus. Warum sollte in den Geisteswissenschaften anders als in den anderen Wissenschaften das Geschriebene wichtiger sein als die Einsicht und die Erklärung, die sich in ihm zur Geltung bringen? Oder ist nur gemeint, daß die Gegenstände der Geisteswissenschaften Bücher sind? Das wäre einerseits falsch – oder kramen der Archäologe und der Philosoph nur in Papieren? –, andererseits wiederum unfair, weil z. B. auch der Theorienhimmel der Naturwissenschaften zwischen Geschriebenem aufgespannt ist und in allen Wissenschaften die Gesetze der wissenschaftlichen Dokumentation, damit auch der Kontrollierbarkeit und Reproduzierbarkeit von Einsichten und Erklärungen, und die Bibliotheksordnung gelten.

Wie dem auch sei, das Kompensationsmodell der Geisteswissenschaften bestätigt mit seiner konservativen Optik auf geisteswissenschaftliche Arbeits- und Selbstverständnisformen affirmativ die Existenz einer halbierten Kultur

und führt daher auch nur noch tiefer in die Verlegenheiten hinein, die der Mythos von den zwei Kulturen den Geisteswissenschaften bereitet. Mit einem derartigen Modell werden die Geisteswissenschaften gerade daran gehindert, diesen Mythos zu überwinden und am Aufbau einer zukunftsweisenden Rationalität teilzunehmen. Dieser Aufbau ist das Geschäft der anderen, nicht das eigene, es ist, noch einmal, das Geschäft derjenigen, die die Zukunft im Blut und die moderne Welt in der Hand haben, unter ihnen nicht nur der naturwissenschaftlich-technische, sondern etwa auch der ökonomische Verstand. Die Welt ist wieder einfach geworden, jedenfalls für diejenigen, die nur bis zwei zählen können. An die Stelle älterer monistischer Systeme und Einheitsvorstellungen tritt ein nicht weniger unbefriedigender *Dualismus*. Dieser hat selbst eine philosophische Geschichte, insofern ihm der Dualismus von Natur und Geist zugrunde liegt. Was nicht Natur ist, ist Geist; was nicht Geist ist, ist Natur. Dem fügt sich hier die empfohlene Wissenschaftssystematik.

3

In den Geisteswissenschaften bildet ein hermeneutischer Zirkel das Zentrum aller theoretischen Linien, die in das Verstehen führen. Dieser Zirkel erklärt zugleich das schwierige Verhältnis der Geisteswissenschaften zur Wahrheit und ihren eigentümlichen, folgenlosen Umgang mit dem Irrtum.

Karl Julius Weber, Privatgelehrter und Abgeordneter der Württembergischen Ständekammer schreibt in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts über die Gelehrsamkeit: „Gelehrsamkeit ist ein Scepter oder Narrenpeitsche, je nachdem der Mann ist, der sie handhabt, und gar viele Bücher gleichen den Krebsen, wo es mehr auszuklauben als zu essen gibt, die wir aber dennoch lieben – sie ist eine Nuß, die einen Zahn kosten kann, und mit einem Wurme lohnet.“¹¹ Unser Privatgelehrter konnte natürlich nicht ahnen, wohin die Wissenschaftsgeschichte auch den Gelehrten noch führen wird, und doch ist seine Beschreibung nicht selbst schon historisch. Schließlich tritt auch heute Gelehrsamkeit häufig an die Stelle einer Wirklichkeiten bauenden, erfindenden, selbstbewußten wissenschaftlichen Vernunft. Deren Monument aber sind die Geisteswissenschaften, zunächst (19. Jahrhundert) mit Glanzleistungen des historischen und philologischen (meist klassisch-philologischen) Ver-

11 K. J. Weber, Democritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen X, Stuttgart 1840 (= Sämtliche Werke XXV), S. 368.

standes, dann (20. Jahrhundert) allmählich in den Zustand hermeneutischer Entkräftung geratend. Diltheys Schatten lastet schwer auf geisteswissenschaftlichen Selbst- und Situationswahrnehmungen: Der von Dilthey angestrebte Versuch, das Leben nur noch zu verstehen, es nicht mehr zu erzeugen, zu bilden und zu orientieren, führt in Zustände der Verzagtheit und der kleinmütigen Selbstbefriedigung, in die ewige Wiederkehr des Verstehens des Verstehens, in dem sich alsbald der Verstehende selbst unverstänglich wird.

In diesem Sinne ist denn auch *Hermeneutik* das moderne Zauberwort der Geisteswissenschaften, das nicht so sehr die Welt und ihr Begreifen, sondern den Geisteswissenschaftler und sein Verstehen bannt, der sogenannte *hermeneutische Zirkel* Ausdruck systematischer Hilflosigkeit, die sich selbst ein theoretisches Aussehen zu geben sucht. Schon einmal war der Alexandrinismus, das ‚alexandrinische Netz‘ (Nietzsche) der Gelehrsamkeit, das Schicksal von Philosophie und Wissenschaft. Es sieht so aus, als ob dieses Netz, enger, nämlich mit hermeneutischen Knoten geknüpft, zum Schicksal auch des modernen Geisteswissenschaftlers geworden wäre. Wenn die Götter, hier die am geisteswissenschaftlichen Himmel, erst einmal klein geworden sind, werden es auch die Bewohner einer von ihnen behüteten Welt. Hat der Geisteswissenschaftler seinen Frieden mit Göttern zweiter Ordnung, damit auch mit seiner eigenen Verzweigung, gemacht?

Diltheys Konzeption, die Begründung der Geisteswissenschaften als Erfahrungswissenschaften der geistigen Erscheinungen,¹² legt die Geisteswissenschaften auf eine Theorie derjenigen Entwicklungen fest, deren Teil sie selber sind. Das ließe Raum für eine Einbeziehung des gesamten Systems der Wissenschaft, hat aber faktisch zu dualistischen Verhältnissen geführt, methodologisch formuliert in der unglücklichen Unterscheidung zwischen *Erklären* und *Verstehen*. Nach Dilthey ist der Geisteswissenschaftler Teil jenes Bereiches bzw. jener Entwicklungen, den er bzw. die er erklären will; darum erweise sich hier auch das Erklären als unmöglich. Als ob das Verstehen nicht auch ein Erklären und das Erklären nicht auch ein Verstehen wäre. Schließlich versteht der Physiker Entropieänderungen, wenn er sie mit Hilfe des Zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik erklärt; und schließlich erklärt der Historiker etwas, wenn er versteht, was das Scheitern der Weimarer Republik bewirkte.

12 Vgl. W. Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, ed. M. Riedel, Frankfurt/M. 1970.

Statt dies – und damit auch methodische Gemeinsamkeiten – herauszuarbeiten, zieht sich die geisteswissenschaftliche Theorie in sich selbst zurück, stellt eine hermeneutische Nabelschau den theoretischen Mittelpunkt geisteswissenschaftlicher Selbst- und Situationsverständnisse dar. Der hermeneutische Zirkel wird zum Lösungswort in das wundersame und wiederum unheimliche Land der Geisteswissenschaften. Denn welche Wissenschaft definiert sich schon gerne und ohne Zwang über einen Zirkel? Als hermeneutischer besagt dieser Zirkel, daß das Verstehen selbst unter den Bedingungen seines Gegenstandes steht, weshalb es auch nur die Voraussetzungen reproduziert, die ihm selbst zugrunde liegen. Ein derartiger Zirkel führt zugleich in den *Historismus*, auch wenn (oder gerade weil) dabei noch einmal Hegel beschworen wird. Auch nach Hegel steht das Verstehen der geschichtlichen Welt unter den Bedingungen seines Gegenstandes und ist das Wissen mit einer historischen Entwicklung identisch, weshalb auch der Eintritt in derartige Entwicklungen als Eintritt in die *wahre Geschichte*, zugleich als Abschluß einer philosophischen Geschichte gedeutet wird.¹³ Das hat auch Konsequenzen für den geisteswissenschaftlichen Wahrheitsbegriff.

In den Wissenschaften geht es nicht um das Gute und das Böse, aber um die *Wahrheit* und den *Irrtum*. Mag auch die Wahrheit schwieriger sein, als üblicherweise selbst unter Wissenschaftlern angenommen, und der Irrtum häufiger als erwünscht, zwischen Wahrheit und Irrtum entscheidet sich in der Regel das Schicksal einer Behauptung, einer Hypothese, einer Theorie und eines Systems in der Wissenschaft. Nicht so in den Geisteswissenschaften? Tatsächlich zeichnen sich die Geisteswissenschaften, nicht zuletzt als Folge des eben erwähnten historistischen Erbes, wenn man ihren Diskursen über die Zeiten hinweg folgt, gegenüber den Naturwissenschaften, aber auch Teilen der Sozialwissenschaften, durch eine eigentümliche Unerheblichkeit des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrtum aus. Nicht daß hier die Wahrheit immer nah und der Irrtum immer fern wäre; gemeint ist vielmehr, daß die Beurteilung nach wahr und falsch an Bedeutung verliert und auch der Streit der Gelehrten selten nach Kriterien der Wahrheit und des Irrtums wirklich entschieden wird.

Als Beispiel mag die denkwürdige Auseinandersetzung zwischen dem Literaturwissenschaftler Emil Staiger und dem Philosophen Martin Heidegger um den Mörike-Vers „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm

13 Vgl. J. Mittelstraß, Das Interesse der Philosophie an ihrer Geschichte, *Studia Philosophica. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft* 36 (1976), S. 7ff.

selbst“¹⁴ dienen. Es geht um das Scheinen. In dem Vers „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“ wird ‚scheint‘ von Staiger als ‚videtur‘ (‚es hat den Anschein‘), nicht als ‚lucet‘ (‚es leuchtet‘) gelesen,¹⁵ von Heidegger als ‚leuchtendes Sichzeigen‘: „Das ‚Schön-Sein‘ ist das reine ‚Scheinen‘.“¹⁶ Die Auseinandersetzung greift auf Hegel und andere Theorien des Schönen aus. So geht es um Friedrich Theodor Vischers Vorstellung vom Schönen,¹⁷ auf die Heidegger verwiesen hatte – zur Begründung seiner Hegelschen Auffassung („Das *Schöne* bestimmt sich [...] als das sinnliche *Scheinen* der Idee“¹⁸). Staiger kontert mit dem Hinweis auf Mörikes schlechte Hegelkenntnisse und zeigt sich entgegenkommend: „Es mag sein, daß der alte Fuchs auch ein wenig an *lucet* dachte, das ihm, ähnlich wie das ‚ihm selbst‘, dialektisch noch näher lag als uns. Aber höchstens ‚auch ein wenig‘, spielerisch, versuchsweise. Feste Grenzen der Bedeutung gibt es in einer solchen Lyrik kaum; und das ganze Spectrum des Worts ‚scheiden‘, das Grimms Wörterbuch darlegt, mag mehr oder weniger mitschillern.“¹⁹

Danach wird die Interpretation von beiden in eine höhere Dimension gehoben. Für Staiger geht es jetzt um einen „wesentlichen Unterschied in der Auffassung dichterischer und philosophischer Sprache“,²⁰ für Heidegger um das Wesen des Kunstwerks schlechthin. Heideggers Fazit: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“: Die Schönheit des Schönen ist das reine

14 E. Mörike, Auf eine Lampe [1846], Sämtliche Werke, ed. H. G. Göpfert, München ⁵1976, S. 85. Eine ausführlichere Darstellung dieser Auseinandersetzung unter dem hier einschlägigen Gesichtspunkt einer Unerheblichkeit der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrtum in: J. Mittelstraß, Die Wahrheit des Irrtums. Über das schwierige Verhältnis der Geisteswissenschaften zur Wahrheit und über ihren eigentümlichen Umgang mit dem Irrtum, Konstanz 1989 (Konstanzer Universitätsreden 173).

15 E. Staiger, Ein Briefwechsel mit Martin Heidegger, in: ders., Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte, Zürich ⁴1963, S. 35.

16 In: E. Staiger, a. a. O., S. 36.

17 F. Th. Vischer, Ästhetik oder die Wissenschaft vom Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen, I–III, Reutlingen/Leipzig 1846–1857, I–VI, München ²1922–1923. Hier vor allem § 13 des ersten Teils (Die Metaphysik des Schönen), I (1846), S. 53f., bzw. I (²1922), S. 51f.

18 G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik [1835], 1. Teil I 3 (Die Idee des Schönen), Werke in zwanzig Bänden, ed. E. Moldenhauer/K. M. Michel, Frankfurt 1969–1979, XIII, S. 151. M. Heidegger, a. a. O., S. 36.

19 A. a. O., S. 39.

20 A. a. O., S. 40.

Erscheinenlassen der ‚ganzen Form‘ in ihrem Wesen.“²¹ Staiger schließlich wendet sich gegen Heideggers Unterstellung, er meine mit ‚scheint‘ lediglich ‚es sieht so aus, aber ist nicht so‘ und schließt: „Es scheint in sich selber selig zu sein und unser gar nicht zu bedürfen. Es scheint! Vermutlich ist es so. Ganz sicher wissen wir das nicht. Denn wer sind wir armen Spätlinge, daß wir uns getrauen dürften, klipp und klar herauszusagen, wie es dem Schönen zumute ist?“²² Die Auseinandersetzung nimmt selbst dichterische Formen an, das Schöne widersetzt sich dem Dichter und seinen Interpreten. Die Kontroverse endet folglich unentschieden, jeder geht seine Deutungswege. Dabei ist nicht erst zum Problem geworden, sagen zu können, was wahr ist, sondern auch schon zu sagen, was falsch ist bzw. was ein interpretatorischer Irrtum ist. Wahrheit und Irrtum scheinen ebenso entrückt wie das Schöne.

Sind die Geisteswissenschaften weiter als die anderen Wissenschaften? Sind sie, den Göttern gleich, über die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrtum schon hinaus? Ihr Selbstbewußtsein spricht manchmal dafür, ihr Werk meist dagegen. Doch auch diese Differenz scheint unerheblich zu sein. Unheimliche Geisteswissenschaften.

4

Nicht nur die Geisteswissenschaften, auch die Philosophie hat ihren Frieden mit der Vertreibung der Wahrheit aus der Wissenschaft gemacht. An die Stelle des Adlers ist die Eule getreten, die ihren Flug beginnt, wenn die Welt und das Leben grau geworden sind.

Teil der Geisteswissenschaften ist nach heute üblicher Vorstellung auch die Philosophie. Diese wiederum hat es, zumindest nach älterer Vorstellung, mit der Wahrheit – folglich auch mit dem Irrtum – zu tun. Gibt es also doch einen verlässlichen Ort der Wahrheit in den Geisteswissenschaften bzw. des Nachdenkens über die Wahrheit? Gilt hier, in der Philosophie, die festgestellte Unerheblichkeit der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrtum nicht?

Wer eine philosophische Bibliothek betritt, wird eines anderen belehrt; er sieht sich unversehens in die Geschichte versetzt. In der Philosophie überwiegt heute die historische Bildung die systematische Bildung bei weitem,

21 A. a. O., S. 46.

22 A. a. O., S. 48.

und selbst wo philosophische Titel (über Gott und die Welt) systematische Lehrstücke erwarten lassen, verbirgt sich hinter ihnen meist nichts anderes als eine historische Analyse (z. B. über Gott bei Thomas von Aquin oder die Welt bei Kant). Der Philosophiebegriff unserer Philosophiegeschichtsbücher ist weitgehend auch der Philosophiebegriff der philosophischen Forschung geworden, die liest, aber nicht denkt, interpretiert, aber nicht begreift. Kants spöttische Bemerkung, daß den Gelehrten, „die aus den Quellen der Vernunft selbst zu schöpfen bemüht sind“, solche gegenüberstehen, „denen die Geschichte der Philosophie (der alten sowohl, als neuen) selbst ihre Philosophie ist“,²³ ist aktueller denn je. Die Philosophie ist weitgehend zu einer Geisteswissenschaft geworden, und sie denkt und forscht wie diese, nämlich historisch, philologisch und hermeneutisch.

So ist denn die Philosophie auch schon lange nicht mehr das Adlerauge ihrer Zeit, Klarheit in die Topographie menschlicher Verhältnisse, die wissenschaftlichen eingeschlossen, bringend. An die Stelle des Adlers ist erst Hegels Eule der Minerva getreten, näher den Dingen als der Adler, aber erst in der Dämmerung, wenn ‚die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat‘ (Hegel), mit ihnen befaßt, dann eine geisteswissenschaftliche Eule, vor deren Auge sich auch die Wahrheit im historisierenden Dämmerlicht verliert. Oder im ursprünglichen Bild gesprochen und auf die institutionellen Verhältnisse der Philosophie hin erweitert: Erst haben die Geisteswissenschaften das Adlerauge der Philosophie getrübt, dann hat die Universität die Krallen des Adlers gestutzt. Die Akademisierung der Philosophie unter Bedingungen ihrer Einordnung in die Geisteswissenschaften und ihrer Institutionalisierung in einer von den Naturwissenschaften ‚befreiten‘ Philosophischen Fakultät hat auch die Philosophie domestiziert, ihren Horizont, ihren Handlungsraum und ihre konstruktive Kraft eingeschränkt. Unter dem Joch historischer und philologischer Methodenideale ist aus einem Adler eine brave Hauseule geworden, dessen Verzweigung auch die Institutionen erfaßt, in denen er allein noch lebensfähig erscheint.

Auch die Philosophischen Fakultäten, in denen es heute durch die Bank geisteswissenschaftlich zugeht, sind nicht mehr das, was sie einmal waren: sie gleichen eher einem Zwergenstaat als jener Artistenfakultät einer stolzen Universitätstradition, in der diese ‚untere‘ Fakultät das heimliche Herz und zugleich der Kopf der Universität war. Kants selbstbewußte Darstellung der

23 I. Kant, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können [1783], Werke in sechs Bänden, ed. W. Weischedel, Frankfurt/Darmstadt 1956–1964, III, S. 113.

Philosophischen Fakultät hat längst ihre institutionelle Wirklichkeit verloren; sie erscheint nur noch im milden Licht geisteswissenschaftlicher Erinnerung als hübscher Einfall eines Philosophen, dessen Philosophie der historisierende Fleiß längst eingeholt hat: „Auf einer Universität muß (...) eine philosophische Fakultät sein. In Ansehung der drei obern dient sie dazu, sie zu kontrollieren und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf *Wahrheit* (der wesentlichen und ersten Bedingung der Gelehrsamkeit überhaupt) alles ankommt; die *Nützlichkeit* aber, welche die oberen Fakultäten zum Beruf der Regierung versprechen, nur ein Moment vom zweiten Range ist. – Auch kann man allenfalls der theologischen Fakultät den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchslosigkeit, bloß frei zu sein, aber auch frei zu lassen, bloß die Wahrheit, zum Vorteil jeder Wissenschaft, auszumitteln und sie zum beliebigen Gebrauch der oberen Fakultäten hinzustellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig ja als unentbehrlich empfehlen.“²⁴ Auf Wahrheit kommt in der Tat alles an; nur nicht mehr in der Philosophischen Fakultät, die eine geisteswissenschaftliche geworden ist?

Durch Kant spricht die Philosophie vor ihrer doppelten Entmündigung: durch die empirischen Wissenschaften, denen die Natur, auch der menschlichen Verhältnisse, fortan verlässlicher erscheint als der Geist, und durch die Geisteswissenschaften, die den Geist erst wahrnehmen, wenn er alt, d. h. Teil der Geschichte oder gesicherter historischer Bestände, geworden ist. Kant, lebte er heute, würde die Träume eines Geistersehers nicht mehr durch die Träume einer von bunten Einfällen strotzenden Metaphysik, sondern durch die blassen Träume eines verzagten historischen Verstandes in der Philosophie erläutern. Und er wäre wohl der erste, der die Philosophie aus einer Universität herausführte, die längst ihren Abschied nicht nur von der Universität Kants, sondern auch von der Universität Humboldts genommen hat und in diesen nur noch Mythen des universitären Geistes wahrzunehmen vermag. Die Philosophie und mit ihr die Universität sind vor ihrer eigenen Idee in die Knie gegangen; sie haben ihren Frieden geschlossen mit einem Geist, der nur noch sammelt, zählt, vergleicht, bewahrt, versteht. Im milden Licht der geisteswissenschaftlichen Sonne – einer Sonne zweiter Ordnung – wird alles übersichtlich und klein, auch die Philosophie, deren Sonne, das Licht der Wahrheit, einmal über

24 I. Kant, Der Streit der Facultäten in drey Abschnitten [1798], Werke VI, S. 290f.

allen Wissenschaften strahlen sollte. Das Zeitalter der Glühbirne hat wohl alle Sonnenträume, auch in der Philosophie, eingeholt.

5

In den Geisteswissenschaften nach Ablegung ihrer Zikadenrolle bildet die moderne Welt ein Wissen von sich selbst aus, ohne das sie orientierungslos würde. Der Luftraum über den Geisteswissenschaften wird wieder klar. Die Eule grüßt den Adler.

Auch falsch gestellte Hürden sind gelegentlich schwer zu überwinden. Dem unglücklichen Reiter kann zudem passieren, daß er über die Hürde kommt, sein Pferd nicht (was natürlich das Ende bedeutet): man selbst ist drüber, das System nicht. So auch im Falle der hier aus dem Wege gegangenen Zwei-Kulturen-These und des mit ihr verbundenen Kompensationsmodells der Geisteswissenschaften. Einzelnen gelingt es noch immer, in beiden Kulturen zuhause zu sein oder die eine mit der anderen zu verbinden, dem System Universität und einer Gesellschaft, die sich dieses Systems zu Bildungs- und Ausbildungszwecken bedient, gelingt es nicht. Doch eben dies, die Überwindung der Zwei-Kulturen-These im Nachweis, daß beide Kulturen im Grunde Ausdruck einer Kultur sind, auch die Geisteswissenschaften zu den Rationalitätsstrukturen einer modernen Welt gehören, wäre die eigentliche Aufgabe. Nicht um den wissenschaftstheoretischen Traum von der Einheit der Wissenschaft noch einmal zu träumen, sondern um Probleme zu lösen, die durch eine halbierte Kultur nicht gelöst, ja durch diese sogar noch verschärft werden.

Ein wesentlicher Ausdruck dieser Probleme ist die Unterscheidung zwischen einem *Verfügungswissen* und einem *Orientierungswissen*. Unter Verfügungswissen sei ein *positives* Wissen um Ursachen, Wirkungen und Mittel verstanden, unter Orientierungswissen ein *regulatives* Wissen um (begründete) Ziele und Zwecke. Das eine hat es mit dem Können, das andere mit dem Sollen zu tun, und beide Wissensformen gehören im Grunde zusammen. Denn ohne ein regulatives oder handlungsorientierendes Wissen entstehen Orientierungsdefizite, wird das Können, das sich im Verfügungswissen zur Geltung bringt, orientierungslos. Also muß auch die Rationalität, die moderne entwickelte Gesellschaften brauchen, nicht nur Probleme des Könnens, sondern auch Probleme des Sollens lösen. Ist das zweite – bei weitgehender Abstinenz der Sozialwissenschaften – im Rahmen einer arbeitsteiligen Organisation des Wissenschaftssystems die (alte oder neue) Aufgabe der Geisteswissenschaften?

Sicher nicht im Rahmen des erwähnten Kompensationsmodells, das das Normative durch das Narrative ersetzt, aber wohl auch nicht so, daß die Geistes-

wissenschaften insgesamt die Rolle von *Orientierungswissenschaften* übernehmen könnten. Eine Zerlegung der Wissenschaften in Verfügungswissenschaften, als die sich die Natur- und Ingenieurwissenschaften wiederfänden, und Orientierungswissenschaften, eben die Geisteswissenschaften, machte diese nicht nur zu Sehern unter vermeintlich Blinden, sie würde auch die Kritiker des Kompensationsmodells geradewegs in Überforderungen führen. Schließlich ist Orientierung nichts, das sich disziplinar aufteilen ließe. Wer, so müßte man ja auch gleich weiterfragen, orientiert, wenn die Geisteswissenschaften etwa die Naturwissenschaften orientierten, innerhalb der Geisteswissenschaften etwa die Tibetologie oder die Ur- und Frühgeschichte? Oder sind diese, unter Gesichtspunkten eines Orientierungswissens, von sich aus besser dran als die Physik oder die Biochemie? Man sieht, in welche Verlegenheiten man gerät, wenn man aus den Geisteswissenschaften in einem System der Wissenschaft Orientierungswissenschaften macht.

Das bedeutet nicht, daß in Sachen Orientierung die Geisteswissenschaften grau bleiben müßten. Die Geisteswissenschaften sind gewiß keine Orientierungswissenschaften im genannten Sinne, sie haben auch keine besondere Orientierungskompetenz; aber ihre Gegenstände – historische, literarische, philosophische und andere Gegenstände – haben häufig orientierende Dimensionen und der Blick des Geisteswissenschaftlers hat oft eine auf Orientierungsstrukturen gerichtete Optik. Diese Optik schließt – wenn man hier von der Philosophie im Sinne Kants absieht, die nicht nur ein Geschwister der schönen, sondern auch ein Geschwister der exakten Wissenschaften sein sollte – keine ausgearbeitete orientierende Theorie ein, aber sie besagt, daß es in der geisteswissenschaftlichen Forschung – Eulen hin, Eulen her! – um Gestalten des Lebens geht. Und diese werfen stets einen Schatten auch in Orientierungsdingen, vor allem in der modernen Welt, in der ein Verfügungswissen über ein Orientierungswissen hinauszuwachsen droht. Im übrigen geht es in den Geisteswissenschaften, recht verstanden, und d. h. jenseits ihrer selbstgeduldeten oder selbstverschuldeten Verzweigung, um die *kulturelle Form* der Welt, und das bedeutet auch: um die Anstrengung, sich dieser Form zu vergewissern. Kultur in diesem Falle nicht verstanden als ein Teilbereich der menschlichen Wirklichkeit, als ‚Kulturbetrieb‘, sondern als Inbegriff menschlicher Arbeit und Lebensformen, naturwissenschaftliche und andere Entwicklungen eingeschlossen. Eine derartige Vergewisserung, das lebendige Wissen einer Kultur von sich selbst, und zwar in Wissenschaftsform, ist aber zur Stabilisierung und Entwicklung moderner Gesellschaften ebenso wichtig wie ein wissenschaftsgestütztes technisches Können. Und eben darin könnten denn auch die eigentliche Rechtfertigung der Geisteswissenschaften und ihre Aufgabe in einem wiederzugewinnenden System der Wissenschaft liegen.

Vergewisserung besagt dabei nicht nur Vergegenwärtigung oder historische Erinnerung (wie es das Kompensationsmodell nahelegt). So hätte die geisteswissenschaftliche Vernunft nicht nur zu sagen, wie die Welt war, als sie noch nicht die moderne war, sondern auch, wie die moderne Welt *ist*, im Unterschied etwa zur technischen Vernunft, die sagt, was die moderne Welt *kann*. Ohne ein Bewußtsein davon, was sie ist, kann die moderne Welt gerade in ihrem eigentümlichen Können orientierungslos werden. Also besteht auch eine sachliche Verbindung zwischen Geisteswissenschaften und Orientierung, nur macht auch diese die Geisteswissenschaften noch nicht zu Orientierungswissenschaften. Umgekehrt läuft eine derartige Charakterisierung weder auf eine durchgängige ‚universale Historisierung der Welt‘ (Th. Nipperdey) in der Arbeit der Geisteswissenschaften, noch auf eine bloße Bildungsarchäologie hinaus, insofern die Geisteswissenschaften mit ihrem bildenden Wissen stets hinter den Linien der vorrückenden modernen Welt blieben, ohne Einfluß auf Richtung und Geschwindigkeit ihrer Bewegung. Die Wirklichkeit des Geistes ist zwar immer auch seine Geschichte, doch ‚gehört‘ der Geist nicht seiner Geschichte; und Geisteswissenschaft ist zwar immer auch ein gebildetes Wissen, doch zwingt uns dies nicht dazu, eine vermeintlich unverrückbare Grenze zwischen dem Nachdenken und dem Vorausdenken zu ziehen.

So betrachtet stünde denn auch der Einsicht nichts im Wege, daß *alle* Wissenschaften Ausdruck derselben Rationalität sind, die die moderne Welt geschaffen hat. Darüber hinaus ist, insofern etwa auch die Naturwissenschaften nicht Objektivierungen der Natur, sondern Objektivierungen des menschlichen Geistes sind, alle Wissenschaft in gewisser Weise Geisteswissenschaft. Nicht in dem Sinne, daß die Geisteswissenschaften, nachdem sie schon ausgezählt schienen, am Ende überraschenderweise zu den eigentlichen Siegern des Zwei-Kulturen-Streits erklärt werden sollen, sondern so, daß der Geist weder eine isolierte Region (neben der Natur), noch reine Erinnerung ist.

Wer die Welt in Natur und Geist bzw. in zwei Kulturen zerlegt, um sich entweder auf der einen Seite, nämlich als Naturwissenschaftler, oder auf der anderen Seite, nämlich als Geisteswissenschaftler, festzusetzen, hat sie schon verloren, jedenfalls in der Weise, daß er sie nicht mehr in ihrer einheitlichen Form, die auch eine wissenschaftliche Form ist, begreift. Es kommt denn auch darauf an, dies – auch und gerade in der Universität – deutlich zu machen, statt sich im trüben Licht der Zwei-Kulturen-These wieder und wieder nur die eigenen Wunden, darunter viele eingebildete, zu lecken und sich an der kleinen Flamme des Kompensationsmodells zu wärmen. Die Geisteswissenschaften aber, wenn sie sich an dieser Aufgabe beteiligten, verlören wohl jenen unheimlichen Charakter, dem ich nachgegangen bin. Sie würden zumindest, was sie allemal auch sind: heimliche Wissenschaften. Der Adler grüßte die Eule.